

## **Erfahrungen einer Grenzgängerin – Eine Reflexion**

**Christina Köhlen**

Meine Ausführungen an dieser Stelle sind eher persönlicher Art. Im Vorfeld der Tagung habe ich mich zum wiederholten Mal mit meiner Berufsbiographie, die man von außen betrachtet getrost mit dem Merkmal „Grenzgängerin“ charakterisieren kann, beschäftigt. Dabei wurde mir – auch zum wiederholten Mal – bewusst, dass dieses Charakteristikum für Außenstehende etwas Besonderes darstellen mag, aber für mich etwas ganz Alltägliches, Selbstverständliches ist. Meine berufliche Biographie ist im gesamtdeutschen Kontext betrachtet wohl eher untypisch.

Hier zur Orientierung einige Eckpunkte meines beruflichen Werdegangs:

Aufgewachsen in einer Kleinstadt in NRW, Abitur und Kinderkrankspflegeexamen in West-Berlin, sechs Jahre berufstätig als Kinderkrankenschwester in West-Berlin, nach der Wende Studium der Pflegepädagogik an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin, Promotion an der Humboldt-Universität in Berlin begonnen und an der Universität Osnabrück abgeschlossen und schließlich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Berufliche Fachrichtungen in der Beruflichen Fachrichtung Gesundheit und Pflege an der TU Dresden.

### ***Der Blick zurück***

Berlin nimmt nach wie vor als Bundesland und neue Hauptstadt des vereinten Deutschlands in vielen Bereichen eine Sonderstellung ein.

Warum?

Weil nach dem Fall der Mauer die „geschlossene“ gruppenspezifische Großveranstaltung in West-Berlin ein jähes Ende fand. Auf einmal war man hautnah mitten im Geschehen. Wahrscheinlich deutlich intensiver und direkter als anderswo in der Republik. Und das galt für beide Seiten der Stadt.

In einer kleinen Kinderklinik im Süden West-Berlins äußerte sich das direkt nach dem Fall der Mauer z. B. so:

Eltern aus dem Umland kamen plötzlich mit ihren kranken und insbesondere behinderten Kindern und mit Vorstellungen und Hoffnungen zu uns in die Klinik, die nicht immer realistisch waren und somit auch nicht erfüllt werden konnten. Sehr schnell bewarben sich auch Kinderkrankenschwestern aus dem „Osten“ bei uns. Eine Auszubildende brach ihre Ausbildung in Brandenburg ab, um bei uns zu lernen! Meine Kolleginnen und ich, wir nahmen das zu dieser Zeit unreflektiert als „normal“ hin. Schließlich waren wir zum einen in unserem Denken mit dem Mythos „Frontstadt Berlin“ ausgestattet und zum anderen war bei uns im „Westen“ ja angeblich alles besser. Dass das z.B. in der Aus- und Lehrerbildung im Berufsfeld Gesundheit und Pflege nicht der Fall war, wurde mir erst später während des Studiums klar. Während meiner Ausbildung wurden diese Unterschiede von unseren „Unterrichtsschwestern“ weder thematisiert noch reflektiert.

In Berlin hatte man sehr schnell unmittelbaren, direkten Kontakt mit den Menschen auf der ehemals anderen Seite. Diesen Vorteil machte ich mir zunutze, als ich nach neuen Wegen für meine berufliche Entfaltung suchte. Nach einigen Jahren der Berufstätigkeit als Kinderkrankenschwester trat für mich persönlich ein Faktum immer drängender in den Vordergrund: Ich fühlte mich beruflich in einer Sackgassensituation und suchte nach Möglichkeiten der Weiterentwicklung. Schnell wurde ich auf den Studiengang Medizin-/ Pflegepädagogik an der Humboldt-Universität aufmerksam, der für mich eine wirkliche Perspektive bot, da ich Lehrerin

für Pflege werden wollte. Schließlich bewarb ich mich um einen Studienplatz und begann im Herbst 1993 mit meinem Studium der Pflegepädagogik. Welche herausragende Bedeutung die Studiengänge Pflege-/ Medizinpädagogik im gesamtdeutschen Kontext im Berufsfeld Gesundheit und Pflege hatten, wurde mir erst im Laufe des Studiums bewusst. Für mich begann mit Eintritt ins Studium ein neuer Lebensabschnitt, der mich schließlich bis an die Technische Universität Dresden geführt hat.

Für jemanden, der als junger Mensch bereits einen Wohnortwechsel hinter sich gebracht hat, ist die Einstellung auf Neues, Ungewohntes oder Fremdes vielleicht etwas einfacher, als für jemanden, der immer am gleichen Ort gelebt und gearbeitet hat. Da ich frühzeitig in meinem Leben die Erfahrung gemacht habe, wie es ist, sich auf eine neue Umgebung und unbekannte Menschen einstellen zu müssen, hatte ich nie so etwas wie Vorbehalte oder gar „Berührungsängste“ mit Menschen aus „dem Osten“. Auch vor der Wende nutzte ich des Öfteren die Gelegenheit für eine Stippvisite in die Hauptstadt der DDR. Später - insbesondere während des Studiums - war es immer mein erklärtes Ziel, neugierig auf Neues, offen und möglichst vorurteilsfrei in die jeweilige Begegnung zu gehen. Aber selbstverständlich stieß ich dabei an Grenzen. An Grenzen der besonderen Art, die häufig zu Missverständnissen führten im alltäglichen miteinander. Ein populäres Beispiel ist hier das Händeschütteln. Im Westen – insbesondere in West-Berlin - eher spärlich eingesetzt, im Osten klares kommunikatives Zeichen einer offenen, auf „guten Kontakt hoffenden“ Begegnung (WAGNER, 1999). Dieses nicht wissend und daher nicht beachtend, habe ich, wie unzählige andere Westdeutsche, Ostdeutsche vor den Kopf gestoßen und wunderte mich später über deren als Gegenreaktion gezeigtes zum Teil reserviertes Verhalten. Umgekehrt mag ich wohl als typische, arrogante Westdeutsche betrachtet worden sein. Diese Missverständnisse, die WAGNER (1999) als kleine Tragödien des Alltags bezeichnet, haben sicherlich dazu beigetragen, gegenseitige Vorurteile zu schüren. Aber aufgrund meiner „Grenzgängerei“ konnte ich mich durch solche Vorkommnisse nicht lange aufhalten lassen. Die Erfahrungen während meines Studiums an der Humboldt-Universität, wo sich sehr schnell nach der Wende „Ossis“ und „Wessis“ vermischten, habe ich als große Bereicherung erlebt. Sowohl die Diskussionen mit den Mitstudierenden aus allen Teilen Deutschlands als auch die fruchtbaren Auseinandersetzungen mit den Dozenten des Instituts für Medizin- und Pflegepädagogik und Pflegewissenschaft habe ich geschätzt. An dieser Stelle möchte ich Frau Prof. Dr. Jutta Beier besonders danken, die durch ihre offene und konstruktive Art insbesondere im Umgang mit uns StudentInnen, sehr dazu beigetragen hat, dass das Studium an der HU Berlin für mich eine prägende Erfahrung wurde. Ich habe gelernt, dass eine gute Kommunikation zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen möglich ist. Für mich seitdem etwas Selbstverständliches. Diese Erfahrung hilft mir jetzt auch bei meiner Tätigkeit an der Tu Dresden.

Und gerade darum soll es ja beim Ost-West-Bildungsdialog gehen. Um Kommunikation und Austausch. Es liegt in der Natur eines Dialogs, dass es immer verschiedene Ansichten gibt. Die Teilnehmer versuchen ihre Ansichten anderen Teilnehmern mitzuteilen, um so zu Einsichten zu gelangen, die einer einzelnen Person verwehrt blieben. In der Philosophie der antiken Sokratiker diente der Dialog in Form von Rede und Gegenrede zur Abhandlung von Problemen. Nun wissen wir seit Olaf Georg KLEIN, „Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbeireden!“ (2001), und dass wir uns hier auf einem Feld bewegen, dass von uns viel

Fingerspitzengefühl erfordert, damit eine gute Kommunikation und damit ein gelungener Austausch ermöglicht wird. Das wird an einem weiteren Beispiel deutlich: Wenn ein Westdeutscher es bei einer Diskussion oder einem klärenden Gespräch mit einem schweigenden Gegenüber zu tun hat, wird er das Schweigen als Einverständnis werten. Für einen Ostdeutschen bedeutet das aber keineswegs Zustimmung, sondern Ablehnung! Diese Erfahrung des Missverstehens habe ich auch des Öfteren bei der Zusammenarbeit mit „Ostkollegen“ in Bildungseinrichtungen gemacht. Ich habe mich gewundert, wenn sie sich nicht an die Absprachen hielten. Denn eigentlich war doch alles klar. Ja, von meiner Seite!

Auch 13 Jahre nach der Wende scheint mir das Bewusstsein für diese Zusammenhänge je weiter man nach „Westen“ geht, häufig nicht vorhanden zu sein. Ein Phänomen, das mir des öfteren begegnet, wenn ich beruflich im „Westen“ unterwegs bin. Ich als „Grenzgängerin“ habe frühzeitig nach der Wende meine Erfahrungen diesbezüglich gesammelt, wie muss es aber denjenigen gehen, die bisher kaum Kontakt zu den „Anderen“ hatten, die noch nie im „Osten“ oder „Westen“ waren? Diese Unterschiede, die ich an dieser Stelle nur andeuten kann, bewegen sich auf einer eher subtilen, kommunikativen Ebene und können nur thematisiert werden, wenn man miteinander in Kontakt tritt, d.h. aufeinander zugeht.

Formal mögen die Unterschiede zwischen Ost und West immer geringer werden. Man muss die Unterschiede nicht künstlich herbeireden, sollte sie aber auch nicht nivellieren. Ein selbstkritischer Umgang auf beiden Seiten ist da sicher hilfreich. Ein Blick zurück in die Vergangenheit hilft, um sich über den eigenen Ursprung klar zu werden, denn dieser prägt die Gegenwart und die Zukunft gleichermaßen.

### ***Der Blick nach vorn***

Wenn ich mir etwas erhoffe vom Ost-West-Bildungsdialog, dann ist es der gemeinsame Blick in die Zukunft. Trotz aller Unterschiede, die bestehen und bekannt sein dürften, stehen wir in Zukunft doch vor gemeinsamen Problemen, die gelöst werden wollen. Der Strukturwandel im Gesundheitswesen, die Umsetzung des neuen Krankenpflegegesetzes, die demographische Entwicklung, die aufgrund der Abwanderung junger Menschen aus den ländlichen Gebieten in den neuen Bundesländern noch ganz andere Dimensionen hat als in den alten, die Osterweiterung der EU und ihre Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt im Berufsfeld Gesundheit und Pflege, um nur einige zu nennen, haben Auswirkungen auf viele Tätigkeitsfelder der einzelnen Berufe und erfordern insbesondere in der beruflichen Bildung im Berufsfeld Gesundheit und Pflege eine transdisziplinäre sowie überregionale Diskussion gleichermaßen zur Konzeptionierung gemeinsamer Strategien. Ausgehend von meinen persönlichen Erfahrungen und meinem beruflichen Werdegang war und ist das für mich die einzige Perspektive, die zählt. Alles andere ist im alltäglichen Miteinander für die gemeinsame Arbeit nicht nur hinderlich sondern auch unökonomisch und alles andere als zukunftsorientiert.

### ***Kuriose Gegenwart?***

Gegenwärtig mache ich in Dresden eine kuriose Erfahrung. Wir haben in Deutschland zur Zeit ca. 50 Studiengänge im Bereich Gesundheit und Pflege. Der größte Teil davon sind Pflegestudiengänge unterschiedlicher Prägung. Nur ca. acht davon sind in den neuen Ländern. Bezeichnenderweise sind drei davon an Universitäten (in Berlin, Halle und Dresden) im Bereich der Lehrerbildung

angesiedelt, so wie es die Tradition hier verlangt. Die restlichen ca. 5 sind an Fachhochschulen. Das heißt, dass wir es in dem Teil Deutschlands, in dem es die ersten Studiengänge der Medizin- und Pflegepädagogik und Diplomkrankenpflege (HU Berlin) gab, mit einer gewissen strukturellen Unterversorgung von Studiengängen im Bereich Gesundheit und Pflege zu tun. Das zeigt sich in meiner täglichen Arbeit sehr deutlich. Insbesondere was die pflegewissenschaftliche Vernetzung mit anderen Institutionen und Standorten betrifft, ist noch sehr viel Aufbauarbeit zu leisten. Ein großer Unterschied im Vergleich zum „Westen“. Ich frage mich, wie sehr und von wem dieser Unterschied wahrgenommen wird.

WAGNER,W.: Kulturschock Deutschland. Der zweite Blick. Hamburg: Rotbuch Verlag ,1999

KLEIN, O.G.: Ihr könnt uns einfach nicht verstehen! Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbeireden. Frankfurt am Main: Eichborn, 2001